

L1: Chr 36,14-16.19-23

L2: Eph 2,4-10

Ev: Joh 3,14-21

**WER GLAUBT, HAT DAS LEBEN**

Der vierte Fastensonntag, der wie eingangs bemerkt, als Laetare-Sonntag gefeiert wird, signalisiert mitten in der Fastenzeit so etwas wie das „Licht am Ende des Tunnels“. Der Begriff wurde in den letzten Monaten immer wieder auch hergenommen, um zu signalisieren, dass wir die Corona-bedingten Einschränkungen bald hinter uns haben. Momentan scheint uns dieses Licht am Ende des Tunnels mehr so wie die Rübe, die man dem Esel auf einer Stange vorhält, damit er weitertrabt, ohne dass das arme Vieh das Gemüse je erreichen kann. Es sind ungewöhnliche Zeiten und die Aussicht, dass wir wieder ein ganz normales Osterfest, wie früher feiern können, haben mit der liturgischen Farbe des heutigen Sonntages (rosa) eher wenig zu tun.

Aber trotz allem birgt diese Zeit eine Chance. Jahr für Jahr haben wir die Fastenzeit begangen, Jahr für Jahr unsere Liturgien gefeiert. Wir wussten, wie es geht, haben unsere Gewohnheiten und Bräuche – und alle damit verbundenen Selbstverständlichkeiten. Genau diese Gewohnheit und Selbstverständlichkeit unseres Glaubens haben uns vielfach vergessen lassen, wie ungewöhnlich eigentlich der Weg mit Jesus ist, und wie ungewöhnlich der Glaube ist, in den Jesus uns einlädt.

Was wir jetzt im Evangelium gehört haben, klingt alles sehr theologisch. Halten wir uns kurz vor Augen, was vorher passiert ist, und in welchem Zusammenhang Jesus diese Worte spricht. Zuvor war Jesus zum ersten Mal in den Tempel von Jerusalem gekommen. Der war voll mit Händlern, Geldwechslern und Tieren, die für das Opfer verkauft wurden. Der Tempel war zu einer Markthalle verkommen. Aber die Leute haben gar nicht mehr bemerkt, dass das nicht passt. Ihnen wurde ja gesagt, dass sie Gott Opfer bringen müssen, damit er ihnen die Sünden verzeihe oder damit er sie von kultischer Unreinheit befreit. Dieser Gott war ein fordernder Gott, und eigentlich ist man mit dem Opfern nie fertig geworden. Aber die Schriftgelehrten und Priesterschaft hat den Leuten gesagt, wenn sie Gott mit ihren Sünden erzürnen, dann wird er sie bestrafen, mit Krankheit, Aussatz, Armut und Tod. Also ist es besser, wenn man sich mit diesem Gott gut stellt, und seine Forderungen erfüllt.

Und da kommt Jesus und wirft das alles um. Er wirft nicht nur die Tische der Geldwechsler und Händler um. Er wirft das Gottesbild um. Er revolutioniert es. Er sagt, dass der wahre Gott mit dem Gottesbild, das die Schriftgelehrten verkünden, nichts zu tun hat. Gott ist ganz anders. Was Jesus da gesagt und getan hat, hat die Vertreter des Tempelkultes, also die Priesterschaft, die Schriftgelehrten und die Ältesten so wütend gemacht, dass sie beschlossen haben ihn umzubringen. Was Jesus da getan hat, war geschäftsschädigend.

Aber ein paar von diesen Gelehrten waren doch berührt von dem, was Jesus gesagt und getan hat, und haben sich für seine Lehre interessiert. Darunter war Nikodemus, der in der Nacht zu Jesus kommt (er wollte von niemandem gesehen werden) und beginnt mit ihm ein Gespräch. Da Nikodemus Jesus nicht in Frage stellt, sondern ihm Fragen nach der Wahrheit stellt, gibt ihm Jesus ausführlich Antwort. Und einen Teil davon haben wir jetzt gehört.

Uns fällt dabei gar nicht mehr auf, wie umwerfend das eigentlich ist, was Jesus sagt. Er sagt nämlich sinngemäß, dass Gott keine Opfer vom Menschen fordert, sondern dass er sich als Opfer den Menschen schenkt - das ist gemeint, wenn er von seiner Erhöhung spricht. Gott muss nicht durch Opfer besänftigt werden, der Schöpfer steht zu seiner Schöpfung. Gott steht zum Menschen, auch wenn er sündigt und fällt.

Viele haben damals erwartet, dass der Messias als göttlicher Richter kommen wird, um die Bösen zu vernichten und von den Reinen und Guten zu trennen. Und jetzt sagt Jesus, dass das Gericht einfach darin besteht, wie man sich vor der Liebe Gottes entscheidet. Wer Jesus glaubt, d.h., wer das Angebot seiner Hingabe annimmt, der ist schon ausgerichtet auf das Leben. Da gibt es kein weiteres Gericht. Und wer sich verschließt und sich nicht lieben lassen will, hat auch eine Entscheidung getroffen, die Gott respektieren wird.

Und dann sagt Jesus am Ende etwas sehr Interessantes: Er greift noch einmal das Wort vom Gericht auf und vergleicht es einfach mit dem Kommen des Lichtes. Das Gericht ist also nichts, was Gott dem Menschen antut, sondern es ist etwas, das Gott den Menschen anbietet. Er schenkt Licht – und wir wissen aus der Einleitung des Johannesevangeliums, dass Jesus, also der menschengewordene Gott, dieses Licht ist.

Wer das Böse tut und nicht will, dass seine Taten als böse aufgedeckt werden, meidet das Licht. Er bleibt in der Ferne. Wer dagegen die Wahrheit tut, kommt zum Licht, damit offenbar wird, dass seine Taten in Gott getan sind. Erstaunlich ist dabei, dass Jesus hier nicht „Böse“ und „Gut“ gegenüberstellt, sondern „Böse“ und „Wahrheit“. Wieso macht Jesus das und was meint er mit „die Wahrheit tun“?

Wenn wir auf die Evangelien blicken, dann bemerken wir, dass gewisse Leute zu Jesus gekommen sind (und es waren Scharen, die von ihm angezogen wurden „wie die Motten vom Licht!) und andere, die ihn meiden und ihn am liebsten loswerden möchten. Das Eigenartige ist, dass diejenigen Jesus meiden, die in den Augen der Öffentlichkeit als die Gerechten und die Frommen gegolten haben, die Zöllner, Dirnen und Sünder hingegen zu Jesus kommen, zu Jesus, der das Licht ist. Wieso kommen gerade die Sünder zum Licht? Damit tun sie die Wahrheit. Aber wie kann es sein, dass auf diese Weise aufgedeckt wird, dass ihre Taten in Gott vollbracht sind? Das passt doch gar nicht zusammen. Und doch stimmt die Rechnung.

Denken wir an den Pharisäer, der sich ganz vorne im Tempel aufstellt und sich in seiner Selbstgerechtigkeit vor Gott seiner Frömmigkeit rühmt. Der ist weit weg von Gott. Sein Gebet ist kein Gebet. Der Zöllner dagegen, der nur sagen kann: „Herr, sei mir Sünder gnädig“, hat wirklich eine Gottesbeziehung, in all seiner Schwäche.

Damit haben wir eine Antwort auf das Paradox (Jesus wird es später ohnehin noch einmal erklären): Die Wahrheit tun, heißt, sich in aller Schwäche und Sündigkeit an Jesus wenden. Von ihm geht Vergebung und Erbarmen aus. Er schickt niemanden weg, der zu ihm kommt - weggeschickt hat er nur die Pharisäer, die sich darüber beschwert haben, dass er mit Sündern isst. An anderer Stelle, wo Jesus sagt, dass man die Werke Gottes tun müsse, wird er gefragt, was denn das Werk Gottes sei. Da sagt Jesus: Das ist das Werk Gottes, dass ihr an den glaubt, den er gesandt hat.

Damit sind wir jetzt beim Kern der Frohen Botschaft des Laetare-Sonntages angekommen: Wer auf Jesus schaut und an ihn glaubt, wird leben. Jetzt schon in diesem Leben hat er Anteil am göttlichen Leben. Dieses aber offenbart gerade zu Ostern sein tiefstes Geheimnis, das uns auch mitten in der Corona-Krise stärken und trösten kann: Dieses Leben enthält dauerhaft die Dynamik von Tod und Auferstehen. Die Grenzen, denen wir in diesem Leben ausgesetzt sind, werden durch Christus nicht genommen. Aber es wird uns gesagt, dass uns Jesus an einem unzerstörbaren Leben Anteil gibt. Auch durch das Scheitern (der Sünde) und die irdischen Grenzen (im äußersten Fall der Tod) wird dieses Leben nicht zerstört, sondern letztlich zur Fülle gebracht. Wer an Jesus glaubt, wer sich von ihm lieben lässt, braucht weder angesichts der eigenen Sünden und Fehler, noch der irdischen Grenzen und Katastrophen zu verzweifeln. Der erhöhte Christus ist das Symbol und Zeichen dafür, dass am Ende das Leben siegt.

P. Dr. Clemens Pilar COp